

Berliner Morgenpost (»Berliner Illustrierte«) vom 12. März 2000

Atemlose Melancholie

Mit seinem neuen Buch »Die atlantische Mauer« hat der Schriftsteller Reinhard Jirgl einen so abgründig finsternen wie grandiosen und dichten Roman vorgelegt

Von Hans-Georg Soldat

»Sie gehört zu den Menschen, denen man heute nichts Schlimmeres mehr antun kann als sie zu lieben.«

Es dauert einen Moment, ehe man diesen Satz versteht – und es einem kalt den Rücken hinunterläuft. Gut hundert Seiten später ist schon wieder so ein Stolperstein: »Ich habe jedenfalls Alles getan. Damit Niemand mich lieben kann.« Das sagt ein Massenmörder angesichts der ihn umgebenden Dummheit und menschlichen Verrohung. Mit einem Hammer erschlägt er die lauten Nachbarn, besingt das hohnlachend: »Und haue mit dem Hämmerchen das Dreckschwein. Peng Peng Peng. Das Dreckschwein. Ka. !Putt.«

Der jetzt 47-jährige Reinhard Jirgl, aus der DDR kommend, ist möglicherweise das, was man einen literarischen Nihilisten nennen könnte. Die atemlosen Monologe seines neuen Buches »Die atlantische Mauer« lassen kaum einen Ausweg, sie sind bis in die letzten Verästelungen konsequent. Ahnung von Besserem gibt es nicht. Das Denken und Fühlen der handelnden, ach was: vor sich hin redenden Personen ist – ohne, dass sie es merken – von tiefstem Schwarz.

Das sind vier. Eine Krankenschwester aus dem früheren Ost-Berlin und ihr Bruder; weiter ihr ehemaliger Mann, ein Schauspieler, der Serienmörder, den Wahnsinn und sozialer Abstieg zu seinen Taten treiben, eine schauerliche, beklemmende Studie. Und schließlich ein alternder Schriftsteller, der sich nach Amerika aufmacht, um dort bei seinem Sohn und dessen Familie zu leben. Daneben gibt es jede Menge

wichtiger Nebenfiguren: Die Mutter der Krankenschwester, die eines Tages ihre Familie in Dresden verlässt um – zu DDR-Zeiten! – mit einer Frau, einer Ärztin, zusammenzuleben, die aus der alten Bundesrepublik in die DDR übersiedelt war. Schon dies stempelt sie in der sächsischen Hauptstadt zur Außenseiterin. Oder der verlassene Vater, ein Sonderling, der auf den Dachboden seines Dresdener Jugendstilhauses zieht und dort Matisse-Drucke akkurat überpinselt.

Jeder der vier hält seinen Monolog, unterschiedlich lang, aber von gleicher Bedeutung und Stringenz: Die Krankenschwester etwa 200 Seiten lang, der Massenmörder (in zwei Abschnitten) beinahe 80, der Schriftsteller schließlich rund 170 Seiten. Formales Bindeglied ist die Sprache und deren Darstellung – sie orientiert sich an Arno Schmidt und arbeitet mit den Zeichen »=« oder »&« und schreibt »!malig«. Das Wort »oder« wird oft »od« abgekürzt, »und« taucht vielfach nur als »u« auf. Folgerichtig stehen beispielsweise Ausrufezeichen, fast wie im Spanischen, direkt vor dem Wort, das betont werden soll, »ich werde ihn also !niemals los«. Leicht ist das nicht gerade zu lesen.

Sonderbarerweise wirkt es dennoch kaum einmal präventiv, sondern trägt zum Eindruck der Atemlosigkeit bei. Tatsächlich gelingt wohl nur so die adäquate Wiedergabe eines Bewusstseinsstroms. Man muss freilich bei der Lektüre einen Kunstgriff anwenden – sozusagen innerlich die Augen schließen und das Buch hören. Mag sein, dass genau dies auch den Erfolg Jirgls beim Vortrag aus seinem neuen Buch erklärt.

Eine Handlung gibt es kaum, denn das Bemühen der Krankenschwester, in die USA zu kommen, also die »atlantische Mauer« zu überwinden, was zunächst an den rigiden Einreisebestimmungen scheitert, sind eher nebensächlich, konturieren bestenfalls einen Geschehensablauf, obwohl sie als Ausfluss vergangener Existenz wichtig sind. Sonst nur Beschreibungen von Bewusstseinszuständen und ihren Ursachen. Beschädigte Leben werden ausgebreitet – das der lesbischen Frau aus dem Westen, die lange Zeit von ihrem Vater missbraucht wurde, ein Verbrechen, dem die Mutter Vorschub leistete, weil sie den Vater in ihre Gewalt bekommen wollte. Da bleibt nur rasender Hass, auch und vor allem auf die Mutter, der sie im Altersheim ein « !stirb – du al-

tes=widerliches Scheusal: Verrecke« wünscht und ihr Gesicht ansieht »als sei das eine jener von Zeit & giftiger Luft verschliffenen Dämonenmasken aus Stein wie sie Kirchenportale säumen«. Man muss schon die ganz großen Namen der Literaturgeschichte bemühen, Dostojewski oder Strindberg, um auf Prosa von derart abgründiger Finsternis zu stoßen.

Dazwischen Beschreibungen, die verraten, welche literarische Kraft auch abseits aller Schwärze in dem Autor steckt – beispielsweise die Darstellung einer Familienzusammenkunft in Dresden, eher der verbale Schlagabtausch in einer Familienhöhle; oder ein Dialog zwischen dem Schriftsteller und seinem Sohn in den USA, der sich nach den Gesetzen eines Krimis hochschaukelt und durchaus auch als dramatisches Kammerstück aufführen ließe; die böse Schilderung eines Lagers für Übersiedler aus der alten Bundesrepublik in die DDR. Hohe Literatur, besessene Prosa, monströs, grandios. Dichtung einer großen Einsamkeit.

»Die Zukunft liegt in öder Dürre entsetzlich lang und bang vor ihm –« diese Zeilen aus Novalis' »Geistlichen Liedern« zitiert schließlich bitter der Schriftsteller in Amerika. Seine Familie ist fort. »Niemand ist hier geblieben.« Damit endet das Buch; im Nichts, in quälender Stille.

Nur einmal, kurz zuvor, flackert so etwas wie vage Hoffnung auf: als die Einladung zu einer Ausstellungseröffnung hereinflattert. Sie kommt von der Krankenschwester, ihrer neuen Agentur »art berlin new york«. Hat vielleicht doch jemand den Teufelskreis ewigen Scheiterns durchbrochen?

Reinhard Jirgl: »Die atlantische Mauer«, Roman. Carl Hanser Verlag, München, 2000. 456 Seiten; 49,80 DM.